

Die Familie Wille

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 28

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Das ist allein meine Sache,“ rief Martin empört. „Ich bitte Sie, Herr Ammann, mir zu sagen, was Sie von mir wollen?“

„Ja eben, das will ich Euch gerne sagen. Wir wollen, daß unsere Lehrersfrau sich benimmt wie unsere andern Frauen. Sie soll zur Kirche gehen, sie soll in die Kinderlehre gehen, sie soll nicht in der Stadt herumschwänzen und sich anziehen wie eine vom Theater. Sie soll keinen Stadtherren Briefe schreiben und nicht mit Stadtherren schlittschuhlaufen . . . ja eben, ich habe sie ja gesehen. Wir wollen uns nicht vor den Helikonern schämen, die eine Lehrersfrau haben, wie es sich gehört. Wir Männer von der Gemeinde wollen nicht, daß unsere Frauen einen Bogen um die Cure machen müssen.“

„Es ist genug,“ sagte Martin. „Das soll nicht gesehen. Ich bitte den Herrn Ammann, meine Entlassung vormerken zu wollen.“ Jetzt schnellte der Ammann auf. So war das nicht gemeint. Einen Schulmeister wie den

Born fand man nicht alle Tage. Er löste seine gefalteten Hände auseinander und schlug sie aufs Knie.

„Oha,“ rief er laut. „Oha, Herr Lehrer. So schnell geht das nicht. Und böse war's nicht gemeint. Gar nicht. Aber so einen kleinen Dämpfer, das würde doch dem Frauchen nichts schaden? Ein wenig zureden, ein „Salt“ hier und da . . . das Frauchen ist jung, zu jung . . .“

„Es geht nicht. Ich sehe, in welcher Weise über meine Frau gesprochen wird, ich sehe, daß man ihr feindlich gesinnt ist, und ich verstehe warum. Sie gehört nicht aufs Dorf. Das nimmt man ihr übel. Daß sie aber tausendmal zu gut ist, als daß über sie geredet werden dürfte, das möchte ich dem Herrn Ammann doch sagen. Es tut mir leid, zu gehen. Ich habe die Kinder lieb und freute mich, ihnen zu dienen. Ich war glücklich hier. Aber wo man meine Frau mißachtet, will ich nicht glücklich sein.“

(Fortsetzung folgt.)

□ □ Die Familie Wille. □ □

Es entspricht nicht demokratischer und gut schweizerischer Denkweise und darum auch nicht der Art dieses Blattes, Personen- und Ahnenkultus zu treiben, wie der bei gewissen Familienblättern monarchischer Länder im Schwunge ist. Wir brauchen auch hier, wo wir von den Eltern unseres Generals sprechen, den demokratischen Grundsätzen keinen Zwang anzutun, indem die kraftvolle Originalität der Persönlichkeiten des Ehepaars François und Eliza Wille eine Darstellung um ihrer selbst willen rechtfertigt.

Die Familie Wille stammt aus La Sagne in der ehemaligen preußischen Grafschaft Balangin. Der Großvater des Generals siedelte nach Hamburg über, wo er ein Geschäft betrieb. François Wille, sein Sohn, war ein wilder Student, als Schläger weitum berühmt, so berühmt, daß



François Wille, der Vater des Generals.

ihm Heinrich Heine in seinem Wintermärchen (XXIII. 4) die folgende Strophe widmen kann:

„Da war der Wille, dessen Gesicht
Ein Stammbuch, worin mit Sieben

Die akademischen Feinde sich
Necht leserlich eingeschrieben.“

In Gena beendigte er seine juristischen Studien, widmete sich dann aber dem Journalismus, in welchem Kampffeld er die gleiche Unerfrohenheit und Angriffslust betätigte, wie er sie als Student gewöhnt war.

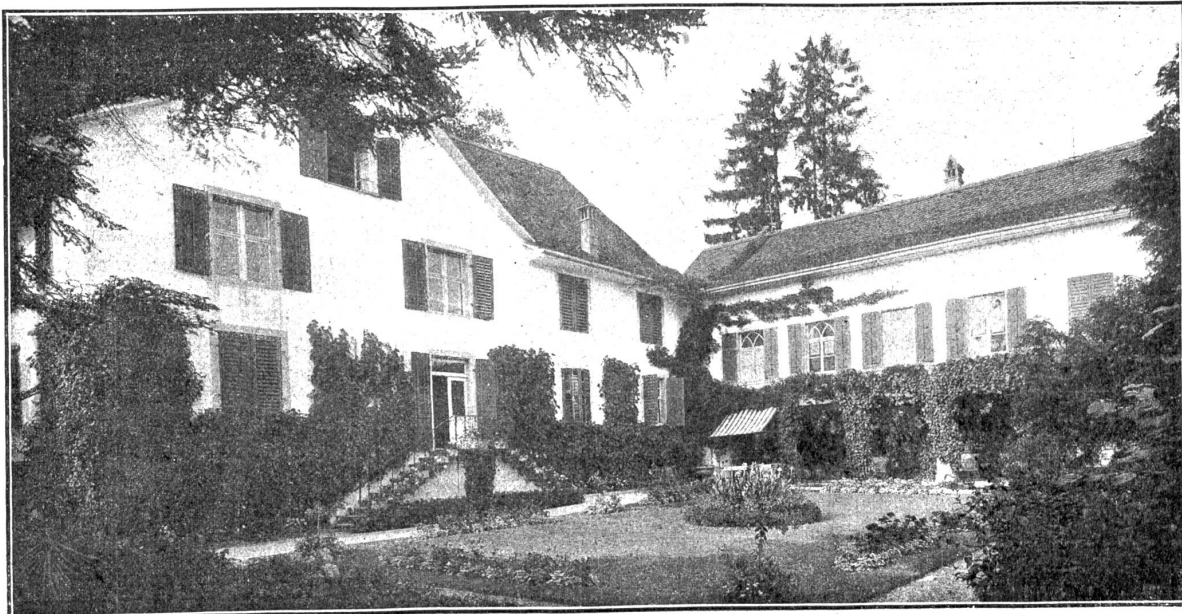
Seine demokratischen Ideen ließen ihm den deutschen Boden heiß werden unter seinen Füßen. François Wille kehrte 1851 in die Schweiz zurück. Er erwarb sich das Gut Mariafeld bei Meilen am Zürichsee.

Im Jahre 1845 hatte er sich mit Eliza Sloman (1809 geboren), der Tochter eines englischen Reeders, verheiratet. „Diese Frau,“ so schreibt Dr. Blakhoff-Lejeune in der „Patrie Suisse“, war auffallend begabt, und sie ergänzte mit ihrem feingearbeteten Gemüt das aufschäumende Temperament ihres Gatten aufs trefflichste.“ Sie spielte in der deutschen Literatur eine gewisse Rolle durch die fünf oder sechs Bücher, die sie schrieb. Börne, der scharfe Kritiker, der damals in Paris lebte, beachtete ihr Erstlingswerk.



Frau Eliza Wille geb. Sloman, die Mutter des Generals.

(„Der Gesang des Fremdlings“ 1835.) Sie ließ ein Buch „Dichtungen“ folgen, dann zwei Romane („Felicitas“ 1850 und „Johannes Olaf“ 1872) und eine Novellenammlung „Stilleben in bewegter Zeit“, alles mehrbändige Werke,



Ansicht der Besitzung Mariafeld bei Meilen (Zürich).

die sich durch Feinheit der psychologischen Entwicklung und die Mannigfaltigkeit des in ihnen gespiegelten Weltlebens auszeichnen. Endlich gab Eliza Wille „Fünfzehn Briefe von Richard Wagner“ heraus (Berlin 1894).

François Wille gab sich in Mariafeld einem beschaulichen Privatleben hin; nur selten brauchte er seine gute Feder, um das Werk eines Freundes zu besprechen. Um so intensiver pflegten er und seine Frau die Freundschaft mit Dichtern und Künstlern. Ihr Haus war den Gästen aus nah und fern weit geöffnet. Enge Freundschaft verband das Ehepaar Wille mit C. F. Meyer, der öfters von Rülchberg herüberkam und zudem einen regen Briefwechsel unterhielt. „Suttens letzte Tage“ sind den Freunden auf Mariafeld gewidmet. — Ein anderer berühmter Gast der Wille war Richard Wagner. Er kam 1852 zum erstenmal in Begleitung von Georg Herwegh nach Mariafeld. Wille vermittelte Wagner die Bekanntschaft mit Schopenhauer, die für seine Dichtungen so bedeutungsvoll wurde. Enge Freundschaftsbande wurden nicht geknüpft. Doch kam Wagner 12 Jahre später ein zweites Mal nach Mariafeld, wo ihn, den viel Bekannten und Vielgewanderten, der Ruf des Königs Ludwig von Bayern erreichte, der

seine beispiellosen Erfolge in Deutschland einleitete. Auch Franz Liszt, der geniale Musiker und Freund Wagners, war damals in Mariafeld.

Im „Salon“ auf Mariafeld kehrten fast alle bedeutenden politischen Flüchtlinge der 48er Jahre ein. So kam G. Rinkel, der nachmalige Professor am Polytechnikum in Zürich, kam der Pole Plater, der Gründer des Bolenmuseums in Rapperswil, dorthin.

Alle die berühmten Zürcher fanden sich in Mariafeld ein: Gottfried Keller, der Geschichtsforscher Mommsen, der Theologe Lang, der berühmte Architekt Semper, der Philologe Ettmüller u. s. w. 1870 nahm Wille teil an der Hochzeitsfeier Richard Wagners mit der Tochter von Franz Liszt. Bevor das Ehepaar nach Bayreuth übersiedelte, machte es in Mariafeld seine Aufwartung.

Frau Eliza Wille starb 1893, François Wille folgte ihr im Jahr 1896. Ihr einziger Sohn Ulrich ist 1848 in Hamburg geboren. Er wuchs unter den günstigen Auspizien auf: als Sohn reicher Eltern mit weitreichenden Beziehungen. Das elterliche Landgut Mariafeld, das mit seinen stattlichen alten Bäumen den Zürichsee dominiert, ist immer noch sein Wohnsitz in Zeiten beschaulicher Ruhe.

Blumen und Grün am Emmentaler Bauernhaus.



Er müßte einmal in Gegenden kommen, wo die Häuser „blutt“ und bloß dastehen, dann erst würde dem Emmentaler und noch viel mehr der Emmentalerin bewußt, wie lieblich und freundlich ihr Heim ist. Und was es ist, das ihm diesen Reiz verleiht, das käme ihr leicht zur Erkenntnis.

Gibt es wohl im Emmental ein Haus, das gänzlich des Blumenschmucks mangelte? Er sei groß oder klein, reich oder arm, vornehm oder gering, Blumen und Grün gehören zum Heim des Emmentalers. Schönes „Menezig“ ist der Stolz jeder rechten Bäuerin, und einige Menezstöckli vor dem Fenster die Freude der armen Tagelöhnerfrau im Hüsli. So war es Sitte zu Groß-

mutters Zeiten, so ist es der Mutter stiller Brauch, und Tochter und Enkelin, das ist unsere sichere Hoffnung, unsere feste Ueberzeugung, sie werden treu an diesem Kultus festhalten.

Das soll aber nicht heißen, daß immer und ewig die gleichen Blumenstöcke in gleicher Anordnung am gleichen Platz gezogen werden. Treu das schöne Alte wahren heißt nicht, sich dem Neuen, Schönen streng verschließen. Die Emmentalerin ist geradezu erfinderisch für neue Gruppierungen und in der Anordnung der Blumen eine wahre Künstlerin. Sie kennt keine Vorschriften und keine Schablone; in größter Freiheit und Mannigfaltigkeit ordnet und gruppiert sie ihre Blumen, wo und wie es ihr eben gefällt.

Ihrem alten Bestand fügt sie gern etwas Neues bei, ohne aber die rasch wechselnden Moden der Städte mitzumachen, wo die Ersten so schnell die Letzten werden. Es ist eine Freude, zu sehen, wie wahrhaft mütterlich ein geschenktes Schößlein einer neuen Pflanze gepflegt und wie dagegen der Knollen einer neuen Begonia als Gegengabe in Ehren gehalten wird. Ein freundliches Geben und Neh-